

Finale

O-Ton

«Warum ich das Rauchen nicht aufgegeben habe / Prophylaktisch: Weil ich sterben möchte, bevor ich tot bin.»

Peter Lehner
Bernischer Dichter

Nachrichten

Neue Leiterin des Centre Albert Anker

Ins Daniela Schneuwly-Poffet übernimmt ab April 2022 die betriebliche und künstlerische Leitung des Centre Albert Anker in Ins. Sie ist ausgebildete Kunsthistorikerin und Papierrestauratorin und weist laut Mitteilung des Museums vielseitige Erfahrungen im Museums- und Vermittlungsbereich auf. Im Frühling soll der neue Pavillon im Garten des historischen Albert-Anker-Hauses fertig werden. Danach wird das Centre Albert-Anker saniert, es soll im Sommer 2023 wiedereröffnet werden. Das Haus im Dorfczentrum gilt als schützenswertes Kulturgut von nationaler Bedeutung. Seit dem Tod Albert Ankers im Jahre 1910 blieb sein früheres Wohnhaus und das Atelier praktisch unverändert. (sda)

Expertengruppe soll Herkunft klären

Kunsthhaus Zürich In der Frage um die Herkunft der Bühler-Bilder will das Kunsthhaus Zürich ein unabhängiges Expertengremium einsetzen. Dieses soll abklären, ob die Stiftung Sammlung E. G. Bühler ihre Provenienzforschung richtig betrieben hat. Das Kunsthhaus Zürich reagiert damit auf eine Forderung von Kanton und Stadt Zürich. Mit der Integration der privaten Sammlung E. G. Bühler als Dauerleihgabe ans Kunsthhaus war die Debatte um allfällige Raub- oder Fluchtkunst neu lanciert worden. (sda)

Tagestipp



Wer ist hier verrückt?

Theater Vor dem Hintergrund des Kalten Krieges und des atomaren Wettrüstens hat Friedrich Dürrenmatt 1961 sein Stück «Die Physiker» geschrieben. Darin treffen in einer Nervenheilanstalt drei Wissenschaftler aufeinander, wobei sich einer für Isaac Newton, ein anderer für Albert Einstein hält; der dritte indes hat eine Erfindung gemacht, welche die ganze Welt gefährden könnte. Das Theater Matte spielt Dürrenmatts Komödie in einer schweizerdeutschen Version, Regie führt Oliver Stein. (reg)

Theater Matte Bern, Donnerstag, 16. Dezember, 20 Uhr. Weitere Vorstellungen bis 21. Januar.

Wie das Lied «Hemmige» entstand

Serie Aufgetaucht Sich selber bezeichnete Mani Matter bescheiden als «Värslischmied» – doch in seinen Chansons steckt eine Menge intellektueller und sprachlicher Feinarbeit.

Ulrich Weber

Kaum eine Deutschschweizerin oder ein Deutschschweizer, die nicht aus dem Stand ein paar Zeilen aus einem Lied von Mani Matter singen könnten. Zu den bekanntesten gehört gewiss der Refrain «wil si Hemmige hei», in dem so treffend ein verbreitetes Schweizer Wesen charakterisiert ist. Doch neben unserer Hemmung, «es Lied vorz'singe, so win ig jitz hie», geht es Mani Matter auch um grössere Dimensionen, fragt er doch: «Was unterscheidet d Mönche vom Schimpans?»

Mit seinem Understatement als «Värslischmied» hat Mani Matter versteckt, wie viel intellektuelle Auseinandersetzung und sprachliche und musikalische Feinarbeit sich hinter seinen vordergründig so schlichten und selbstverständlichen Liedern verbergen. Matter schrieb nicht, wie ihm der Schnabel gewachsen war: Seine Mundart-

«Ich arbeite einerseits am Funktionieren der Zivilisation, andererseits unterhalte ich die Leute mit Liedern.»

Mani Matter

texte sind in langen Arbeitsprozessen geschliffene, von Sprachwitz durchzogene Kunstwerke in Umgangssprache.

Entwurf auf alter Wahlliste

Ein grünes, wiederverwertetes Ausschussblatt in Matters Nachlass zeigt den Ausgangspunkt – es ist eine alte Kandidatenliste für die Berner Stadtratswahlen von 1959, auf der für das «Junge Bern» auch ein gewisser Hanspeter Matter, cand. iur., erscheint. Matter hat solches Papier offenbar lange wiederverwendet.

Auf der Rückseite der Liste findet sich ein in Hochsprache gehaltenes erstes Konzept: «(eine Hemmung) / Einer hat Hemmungen, / etwas zu sagen; aber zugleich / wächst in ihm Widerstand gegen die Hemmungen ...



Auf einer alten Stadtratsliste (in Grün) notierte Mani Matter Ideen für das Lied «Hemmige». Foto: Simon Schmid (Nationalbibliothek)

/ er will es, er muss es sagen; / sodass, wenn er es sagt, / dieser Widerstand im Reden mitklingt / und jeder denkt: Wie schroff er das sagt / wie ungehemmt er ist! – / und er selbst bereut, es gesagt zu haben.»

Von dieser Reflexion zur Dialektik der (Ent-)Hemmung ist es über verschiedene Liedentwürfe in Mundart ein weiter Weg bis zum Chanson «Hemmige», das

1970 als Single-Platte im Zytglogge-Verlag erschien und bis heute nachklingt.

Doch wie kam Matter auf die Idee, über «Hemmige» zu schreiben? Fritz Widmer, mit dem er unter den Berner Troubadours am engsten zusammenarbeitete, erinnert sich in seinem Buch «Unverrückte»: «Einmal erzählte er, er habe gerade gelesen, dass die eigentlichen Kulturleistungen

der Menschheit allesamt auf Hemmungen zurückzuführen seien. Er finde das ein Lied wert.» Wenn Mani Matter 1969 in sein (postum in den «Sudelheften» publiziertes) Tagebuch notiert: «Ich arbeite einerseits am Funktionieren der Zivilisation, andererseits unterhalte ich die Leute mit Liedern», führt dies mitten hinein in die damalige Arbeit an seiner Habilitationsschrift «Die plu-

ralistische Staatstheorie», aber auch zum Thema des Liedes.

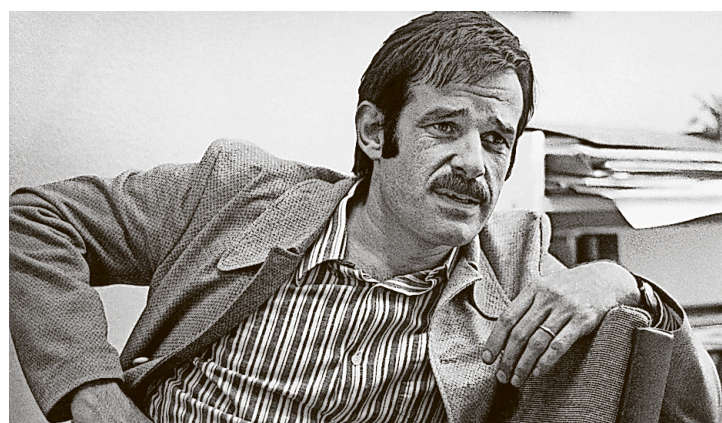
Norbert Elias als Inspiration?

Die eigentlichen Kulturleistungen der Menschheit seien auf Hemmungen zurückzuführen: Man denkt unwillkürlich an Sigmund Freuds «Unbehagen in der Kultur», doch noch näher liegt, dass Norbert Elias' soziologisches Werk «Über den Prozess der Zivilisation», erstmals veröffentlicht 1939, Matter angeregt hatte. Darin entwickelt Elias die Theorie, wonach der Zivilisationsprozess zwischen Mittelalter und Neuzeit ein Prozess zunehmender Triebkontrolle sei, verbunden mit Gefühlen von Scham und Peinlichkeit. Auch wenn die Allgemeingültigkeit von Elias' Theorie heute umstritten ist, bleibt mit Mani Matter zu hoffen: «Dass si Hemmige hei.»

Das Schweizerische Literaturarchiv präsentiert monatlich Trouvaillen aus den Beständen.

Jurist und Chansonnier: Mani Matter

Mani Matter, eigentlich Hanspeter Matter (1936–1972), ist auch 50 Jahre nach seinem frühen Unfalltod der wohl bekannteste Schweizer Mundart-Liedermacher. Aus dem Nachlass wurden neben seiner staatsrechtlichen Habilitationsschrift u.a. philosophische und poetische Texte unter dem Titel «Was kann einer allein gegen Zen-Buddhisten» (2016) im Zytglogge-Verlag publiziert. (web)



Mani Matter (vermutlich 1972). Foto: Albert Winkler (Keystone)

Ist «Love Actually» zu wenig «woke»? Bitte aufhören!

Kommentar zu Weihnachtsklassiker Die legendäre Liebeskomödie propagiere ein toxisches Männerbild, so der Vorwurf. Doch deshalb müssen wir uns von der Schnulze nicht verabschieden.

«It's everywhere I go», singen sie im Titelsong zum Film «Love Actually». Damit ist das Adventsgeklimmer, die ganze Weihnachtsstimmung gemeint.

Man könnte es aber auch auf das Bestreben, ein korrektes Leben zu führen, beziehen. Das durchdringt auch alles, und so kann es kaum erstaunen, dass im angelsächsischen Raum gerade darüber diskutiert wird, ob man manche Weihnachtsklassiker noch guten Gewissens schauen könne.

Die Diskussion angestossen hatte die feministische Lifestyle-Plattform «Refinery29». Beliebte Liebeskomödien wie «Love Actually» (2003), «The Holiday» (2006) oder «Bridget Jones» (2001) würden stereotype und toxische Männerfiguren propagieren, die aufdringlich sind, ihre Frauen schlecht behandeln, sich von einem Tag auf den anderen nicht mehr melden oder sie mit Sprüchen abwerten. Der Grund, warum es dann doch zum Happy End komme, sei jeweils die Frau, die

den «toxischen Mann heile». Auch hierzulande berichten Eltern erstaunt, ihre Teenagerkinder fänden «Love Actually» nicht toll. Politisch unkorrekt, sexistisch. Und dann erst die Einstiegszene: in der Ankunftshalle am Flughafen! Ist ja total 2003. Heute würde eine solche Episode natürlich auf dem Zugperron gedreht.

Fair enough. Es ist gut, dass wir über Geschlechterstereotype nachdenken, die wir bei Filmklassikern oft so unreflektiert

konsumieren, wie wir Popcorn in uns stopfen. Wir freuen uns auch auf einen Weihnachtsfilm, der die Rollen verkehrt. Aber deswegen «Love Actually» verbannen? Nein. Die Problematik ist nicht weihnachtsspezifisch – viele Liebeskomödien funktionieren nach überholten Mustern. Doch wir brauchen uns nicht ausgerechnet Weihnachtsschnulzen auszusuchen, um Geschlechterstereotype im Film zu reflektieren. Zumal ihr Reiz eben genau darin besteht, dass sie stets gleich bleiben

und somit früher oder später ein wenig aus der Zeit fallen. Wir kennen sie bis ins Detail und schauen sie trotzdem immer wieder gern, auch wenn sie gedreht wurden, als «Bodyshaming» noch kein geläufiger Begriff war. Vor allem aber macht «Love Actually» die Welt ein wenig witziger, behaglicher, wenigstens für 135 Minuten. Das können wir gerade bestens gebrauchen. Und sind deshalb total pro «Love Actually».

Tina Huber